Der falsche Hundertmarkschein

Roman von Arthur Zapp.

(2. Fortsetzung.)

Ein ganz leises „Ja" kam aus dem Munde des Malers.

Der Untersuchungsrichter wandte sich an den Kriminalkommissar.

„Sie haben nachgefragt?"

„Jawohl, Herr Landgerichtsrat. In dem Hause wohnt überhaupt kein Herr Walter."

Der Untersuchungsrichter nickte.

„So — so! Also ein ganz plumper Schwindel. Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut. Sie sehen doch gar nicht so unintelligent aus." Er beugte sich über den Tisch hinüber und streifte den Blick des ihm Gegenübersitzenden, der ganz in sich zusammengesunken war. „Warum gebrauchten Sie denn die dumme Ausrede?"

Der Angeredete hob mit einem Ruck seinen Blick.

„Weil man mir ja doch die Wahrheit nicht geglaubt hätte."

„Und wie lautet diese unglaubliche Wahrheit?" fragte der Richter sarkastisch.

Die Hände des Gefangenen ballten sich wieder; alle Muskeln in ihm schienen sich anzuspannen und mit kram, hafter Anstrengung stieß er hervor: „Ich habe ihn gefunden!"

„Gefunden!" Der Richter lachte, erwiderte aber gleich darauf mit geheuchelter Strenge: „Wissen Sie auch, daß auf Fundunterschlagung Gefängnisstrafe steht?"

Der junge Mann schien zu erschrecken; mit einem ungewissen scheuen Blick sah er zu dem ihn scharf Fixierenden hinauf; seine Augenlider flirrten unruhig.

„Ich sehe Ihnen ja an, daß Sie lügen", fuhr der Richter dringlich fort. Und mit einem wohlwollend, fast väterlich klingenden Ton setzte er hinzu: „Ich glaube, es ist das beste, Sie sagen nun endlich die Wahrheit."

Der Arrestant sah eine Weile schweigend zu Boden; wieder schien er mit sich zu ringen. Endlich hob er sein Gesicht, auf dem ein kleinmütiger, verzagter Ausdruck lag und auch seine Stimme klang verschüchtert und leise: „Ich habe die hundert Mark geschenkt bekommen."

Der Untersuchungsrichter schlug mit der flachen Hand ärgerlich auf den Tisch. Aber gleich darauf bezwang er sich und entgegnete ruhig, beinahe jovial: „Schön! Sie haben ihn also geschenkt erhalten. Nun brauchen Sie bloß noch anzugeben, von wem. Wir fragen dann sofort nach und bestätigt sich Ihre Angabe, dann werden Sie sogleich entlassen."

Wieder erschien ein sarkastisches Lächeln in den Mienen des alten Herrn, während er, den Kriminalkommissar mit einem Blick streifend, hinzufügte: „Ja, wir werden dann noch ein übriges tun und uns bei Ihnen entschuldigen, daß wir Sie unter einem so häßlichen Verdacht festgenommen haben ... Also wer ist der hochherzige Geber?"

„Das kann ich nicht sagen!"

Es kam dumpf zwischen den aufeinandergebissenen Zähnen hervor. Der Untersuchungsrichter nickte.

„Das habe ich mir wohl gedacht. Sie kennen seinen Namen nicht. Es ist der bekannte große Unbekannte, der Ihnen den Hundertmarkschein in edler Aufwallung anonym zugeschickt hat."

Der Maler zuckte unter dem grimmigen Hohn sichtbar zusammen. Er rückte sich in eine straffe Haltung, sah dem ihn spöttisch Beobachtenden voll und trotzig ins Gesicht und erwiderte scharf: „Sie irren. Ich kenne die betreffende Persönlichkeit sehr wohl. Aber ich werde sie nicht nennen!"

„Um so schlimmer für Sie. Dann werden wir Sie natürlich festhalten müssen unter dem Verdacht der Falschmünzerei."

„Ich kann Sie nicht daran hindern."

„Nein, das können Sie nicht. Aber ich möchte Ihnen doch zu bedenken geben: angenehm ist solch eine Untersuchungshaft nicht. Und wenn Sie wirklich so unschuldig sind, wie Sie behaupten, dann läge es doch in Ihrem eigenen Interesse, den Namen des Ihnen bekannten Spenders zu nennen. Also?"

Doch der Maler schüttelte heftig mit dem Kopf, seine Augen flammten, seine Gestalt rückte sich energisch zusammen, alles in ihm schien zornige Abwehr.

„Nein, nein, nein!" rief er entschieden. „Und wenn Sie mich zehn Jahre einsperren, Sie werden von mir nichts erfahren!"

„Vielleicht können Sie uns wenigstens sagen, warum Sie Ihren Wohltäter nicht nennen wollen?"

„Nein! Das ist meine Sache!"

„Schön! Wir haben Zeit. Uns wird es jedenfalls leichter als Ihnen, zu warten."

Der Richter diktierte dem anwesenden Gerichtsschreiber das Protokoll und ließ darauf den Untersuchungsgefangenen abführen. Während er noch mit dem Kommissar die erforderlichen, weiteren Maßnahmen besprach, beherrschte ihn ganz die Ungeduld, die schon ein paarmal bei dem Verhör zum Durchbruch gekommen war. Er zog seine Uhr und brach plötzlich ab.

„Die höchste Zeit!" murmelte er und eilte, seinen Ueberzieher anzuziehen und seinen Hut zu ergreifen.

II.

Es war schon viertel auf zwei, als Landgerichtsrat Werder auf dem Bahnsteig des Lehrter Bahnhofes anlangte. Seine Augen überflogen suchend den langgestreckten Raum: seine Stirn legte sich in unmutige Falten und seine Zähne nagten heftig an der Unterlippe. Plötzlich leuchtete es freudig in seinen Mienen auf und ein tiefer, befreiender Atemzug hob seine Brust. Dann eilte er mit fast jugendlicher Lebhaftigkeit auf eine Dame zu, die in eleganter Toilette am andern Ende des Bahnsteigs wartend stand, den Kopf sinnend auf die Brust gesenkt.

Als seine hastenden Schritte in ihrer Nähe erklangen, drehte sie sich um und begrüßte ihn mit einem zerstreuten Lächeln. Er reichte ihr herzlich die Hand.

„Ich danke Dir, Irmgard! Weißt Du, daß ich schon fürchtete, Du würdest nicht gekommen sein?"

„Aber ich hatte Dir doch versprochen —"

„Freilich, freilich! Immerhin hättest Du doch im letzten Augenblick noch anderen Sinnes werden können. Er sah der hübschen jungen Frau, die fast dreißig Jahre jünger war als er, mit besorgtem und ermunterndem Blick ins Auge. „Ich weiß ja, wie schwer Dir dein Versprechen geworden ist."

Es vibrierte empfindlich um ihre Mundwinkel.

„Ist es ein Wunder —"

Er unterbrach sie etwas hastig, ein wenig nervös.

„Freilich, freilich! Richard hat sich unehrerbietig, um nicht zu sagen ungezogen, gegen Dich, gegen mich benommen. Aber er ist mein einziger Sohn, und es sind drei Jahre her. Wir müssen es endlich einmal vergessen. Er scheint ja doch auf dem besten Wege, es wieder gut zu machen." Er griff mit einer impulsiven Bewegung nach der Hand der ihm Gegenüberstehenden. „Es ist mein höchster, sehnlichster Wunsch, liebe Irmgard, daß sich zwischen Dir und Richard ein möglichst gutes Verhältnis anbahnt."

Sie nickte, nicht sehr lebhaft, aber doch freundlich.

„Ich werde mir jedenfalls alle Mühe geben."

Er drückte noch einmal ihre Hand herzlich.

„Ich danke Dir im voraus."

Eine sichtbare Bewegung und Unruhe machte sich auf dem Bahnsteig bemerklich. In die Mienen des anwesenden Publikums trat etwas Erwartungsvolles, Aufgeregtes. Bahnbeamte liefen hin und her, ihre Stimmen erschallten laut über den Bahnsteig: „Zurücktreten!" Leere Gepäckkarren auf quietschenden, eisernen Rädern wurden herangeschoben. Und jetzt ein schweres Rollen und Stampfen, das langgezogene Stöhnen und Fauchen des Dampfrosses.

Landgerichtsrat Werder zog seine Gattin sanft am Arm von dem Rande des Bahnsteigs zurück. Sein Gesicht hatte sich gerötet, seine Augen glänzten feucht, alle Nerven und Fibern schienen ihm zu zucken. Seine Blicke flogen forschend nach den Fenstern des einlaufenden D-Zuges. Da streckte sich eine Hand aus einem der offenen Gangfenster; ein blonder, mit der einfachen, blauen Marine-Dienstmütze bedeckter Kopf nickte lebhaft, und eine frische, laute Stimme ertönte: „Papa!"

Dem alten Herrn traten die Tränen ins Auge; seine Stimme klang lallend, erstickt: „Richard! Mein Junge!"

Mit einer mechanischen, hastigen Bewegung löste er seinen Arm von dem seiner Gattin, um näher an den Zug heranzutreten. Ganz von seiner fiebernden Erwartung, von seiner ungestümen Freude benommen, bemerkte er nicht, daß sich ein Schatten auf ihre hübschen, feinen Züge senkte und daß ein Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit ihre Mienen ein paar Sekunden lang beherrschte.

Der Zug hielt endlich; der junge Marineoffizier sprang leichtfüßig, ebenfalls freudig erregt, die Stufen der Wagentreppe zum Bahnsteig hinab.

Die beiden Männer zogen einander, von gleichen Gefühlen bewegt, lebhaft in die Arme und küßten sich wiederholt herzlich. Besonders der alte Herr schien alles um sich herum zu vergessen, und in diesen Sekunden nur Sinn und Augen für den heimkehrenden Sohn zu haben.

Er hielt ihn nach der ersten stürmischen Begrüßung an den beiden Händen fest und schien sich an den frischen, sonnengebräuten, männlich hübschen Zügen seines Einzigen nicht satt sehen zu können.

„Mein Junge! Mein Junge!" stammelte er erschüttert, während ihm die hellen Tränen auf die Wangen tropften.

Der Sohn war es, der sich zuerst erinnerte, daß sie nicht allein waren.

„Gestatte, Papa," sagte er, „daß ich — Mama" — das Wort kam schwerfällig von seinen Lippen.

Der alte Herr strich sich mit der zitternden Rechten über die feuchten Augen; eine leise Ernüchterung, wie das Erwachen aus einem Traum, kam über ihn.

„Ja — jawohl!" gab er hastig zurück und zog seinen Sohn an der Hand vorwärts.

Die junge Frau schritt ihnen schon entgegen. Sie streckte dem sich ihr rasch Nähernden freundlich die Hand entgegen. Er erfaßte sie respektvoll, beugte sich tief herab und berührte sie mit seinen Lippen ehrerbietig. Die Begrüßung hatte ganz den Anstrich kalter Formalität, wie zwischen zwei Fremden, die sich zum erstenmal sehen.

Um so freudiger, aufgeräumter gebärdete sich der alte Herr. Mit einem Arm seinen Sohn umschlingend, sagte er lächelnd zu seiner Frau: „Nun, wie findest Du ihn? Hat er sich sehr verändert?"

Ein Ausdruck leichter Verlegenheit huschte über das Gesicht der jungen Frau. Der Offizier half ihr über ihre Befangenheit hinweg, indem er sich dem Arm seines Vaters entwand.

„Du verzeihst, Papa! Aber ich habe doch meine Sachen —"

Er sprang wieder die Treppe zu dem Wagen hinauf und kehrte gleich darauf mit seinem Mantel und einer kleinen Reisetasche zurück.

Auch der alte Herr fand sich inzwischen in die trivialen Notwendigkeiten des Lebens zurück.

„Gib mir mal Deinen Gepäckschein, Richard!" forderte er auf.

Und als der Sohn abwehren wollte, um sich selbst der kleinen Mühe zu unterziehen, beharrte er lebhaft auf seinem Willen.

„Nein, nein! Das besorge ich!"

Seine Liebe für den Heimgekehrten, seine Freude, ihn nach so langer Trennung wieder zu haben, verlangte nach einer Betätigung. Als er den Gepäckschein empfangen hatte, winkte er dem Sohn, die Stiefmutter zu führen. Er selbst eilte voraus. Richard Werder bot der jungen Frau seines Vaters den Arm und führte sie dem Ausgang zu. Ihre Unterhaltung war ebenso förmlich und gemessen wie ihr bisheriges Verhalten gegeneinander.

„Sie haben eine gute Reise gehabt?"

„Ich danke — so leidlich."

„Hatten Sie ruhiges Wetter während der Seefahrt?"

„Drei Tage lang einen entsetzlichen Sturm. Es war scheußlich! Aber als Seemann ist man das ja gewöhnt!"

Sie schwiegen wieder. Sie konnten beide über die Befangenheit, in die die Erinnerung an die Vergangenheit sie versetzte, nicht hinwegkommen. Vor drei Jahren ungefähr hatte Richard Werder seiner Stiefmutter eine schwere Kränkung zugefügt. Als ihm sein Vater nach Kiel, wo er damals stationiert gewesen, seine bevorstehende Vermählung mit Irmgard Thiele mitgeteilt, hatte er eine kurze, trotzige Antwort geschrieben. Er sei kein Heuchler, und so könne er es nicht über sich bringen, ihm zu dieser Heirat Glück zu wünschen. Der alte Herr aber hatte den Schmerz und die Empörung, die ihm der unkindliche Brief bereitet, mit großer Selbstüberwindung in sich zurückgedrängt und seinem Sohn in einem längeren Schreiben seine Gründe ruhig und liebevoll auseinandergesetzt und ihn zu begütigen gesucht. Er achte die Empfindung des Sohnes, der das Andenken an seine verstorbene Mutter durch diese neue Heirat seines Vaters verletzt glaube. Aber er — der Briefschreiber — sei überzeugt, daß die Verstorbene ihm in ihrem gerechten, liebevollen Sinn nicht zürnen würde, könnte sie Kunde von seinem Vorhaben erhalten. Die Mutter Irmgards, die Witwe eines verstorbenen Kollegen, die als Repräsentantin seinem Haushalt vorstand, sei sehr leidend gewesen, und die Sorge um die Zukunft ihrer Tochter, die einmal völlig mittellos zurückbleiben werde, habe sie schwer bedrückt. Da habe er denn der Kranken versprochen, ihre Tochter nicht zu verlassen. Als die alte Dame bald darauf gestorben, sei es seine Absicht gewesen, dem jungen Mädchen die Leitung des Haushaltes zu übertragen. Es hätten sich aber doch allerlei Schwierigkeiten und Bedenken erhoben. So habe er sich denn entschlossen, Irmgard zu fragen, ob sie seine Frau werden wolle. Das junge Mädchen habe nach kurzem Bedenken seinen Antrag angenommen und ihm ausdrücklich erklärt, daß ihr Herz frei sei, daß sie für ihn eine aufrichtige warme Sympathie hege und gern die Seine werde .... Der Brief des alten Herrn aber hatte nicht die gewünschte Wirkung erzielt, und als bald darauf die Einladung zur Hochzeit eintraf, hatte Richard Werder unter einem Vorwand abgelehnt. Das hatte den Vater schwer, sehr schwer getroffen, und die junge Frau hatte sich auf's tiefste verletzt und beleidigt gefühlt. Sie hatte die Absage wie eine gehässige Feindseligkeit empfunden, wie die Erklärung, daß sie eine Unwürdige sei, die er als Mutter nicht anerkenne. Freilich, der Altersunterschied zwischen ihnen beiden war gering genug, sie hatte bei der Hochzeit vor drei Jahren vierundzwanzig Jahre gezählt, er nur ein Jahr weniger. Immerhin hatte sie gehofft, er würde ihr als der Frau seines Vaters doch wenigstens die äußerliche Rücksicht und Achtung bezeigen. Aber er hatte auch weiter in seiner feindseligen Gesinnung beharrt und ihr nicht eine Zeile zukommen lassen. Ein paar Monate nach der Hochzeit traf zum erstenmal wieder Nachricht von ihm bei dem Vater ein. Es war die kurze Mitteilung, daß er auf seinen Wunsch mit der fälligen Ablösung nach Kiautschou kommandiert sei.

(Fortsetzung folgt.)

Das Witwenrecht der Balkanfrauen.

Das schwarze Kopftuch, das Zeichen der um ihren Mann trauernden Witwe, wird jetzt zu Tausenden auf dem Balkan getragen werden und ein sichtbares Symbol darstellen für das viele Herzeleid, das unter dem Siegesjubel verborgen liegt. Die Witwe hat bei den Serben und Bulgaren, überhaupt bei allen südslawischen Völkern des Balkans, die durch alten Volksbrauch bestimmte eigenartige Stellung, ihre besonderen Rechte und Pflichten. Ein Jahr lang muß sie um ihren Mann trauern. In diesem Trauerjahre darf sie weder in der Spinnstube erscheinen, noch mit den anderen Frauen fröhlich zum Jahrmarkt oder Tanz gehen. Sie besitzt das Privileg, das ihr zugleich zur Pflicht gemacht wird, weiter im Hause des Mannes zu bleiben. Bei den Bulgaren darf die junge, kinderlose Witwe unter Umständen auch in das Elternhaus zurückkehren; aber wenn sie es tut, wird sie überall verächtlich angesehen. In dieser eigentümlichen Sitte scheinen noch Einflüsse des alten römisch-byzantinischen Rechtes im Volk lebendig zu sein, die vor vielen hundert Jahren eingedrungen sein mögen.

Wenn die Witwe aus der Hausgemeinschaft des verstorbenen Gatten ausscheidet, erbt sie nach dem Gewohnheitsrechte nicht das Geringste von ihm, sie darf nur die mitgebrachte Aussteuer mitnehmen. Heiratet sie zum zweitenmal, so muß sie sogar die vom ersten Mann erhaltenen Geschenke zurücklassen. Nur selten wird ihr überhaupt das Glück einer zweiten Ehe zuteil. Die Hausgenossen, vor allem die Schwiegereltern suchen das auf jede Weise zu hintertreiben, denn die zweite Heirat gilt vielfach als ein Schimpf, den die Witwe dem Verstorbenen antut. So verbringt die Zurückgebliebene ihr stilles Leben in der Erziehung ihrer Kinder; auf eine neue Hochzeit „hofft sie und hofft sie nicht", wie es im Sprichwort heißt. Wohl singen die Volkslieder von dem Liebessehnen der jungen Witwen, aber sie schildern auch warnend das traurige Los, das ihrer an der Seite des zweiten Mannes harrt. Treulos erscheint eine solche Frau, treulos nicht nur gegen den Dahingeschiedenen, sondern vor allem gegen die Kinder, die sie in das neue Heim unter keinen Umständen mitnehmen darf. „Gott soll sie strafen!" sagt das Volkslied. „Ihre Kleinen ließ sie im Stich, im Haus des Mannes, zog wieder heim zur Verwandtschaft und schloß eine neue Ehe." Das Kind einer Witwe, die zum zweiten Male geheiratet, wird „als Waise ohne Vater und Mutter" betrachtet. Die Kinder gehören ins Haus ihres Vaters, nach dem Sprichwort: „Mag die Kuh auch das Eigentum eines Fremden werden, das Kalb gehört mir." So ist das Leben der Witwe auf dem Balkan recht beklagenswert. Zwar sucht das Rechtsbewußtsein des Volkes sie zu schützen, indem es für einer der schwersten Sünden erklärt, auch nur das Geringste von der Habe einer Witwe zu stehlen. Trotzdem ist sie Uebergriffen und Ausbeutungen aller Art ausgesetzt. Alle Trauer des Witwenloses, die jetzt über so viele Balkanfrauen gekommen ist, liegt in dem serbischen Sprichwort, das kurz und bündig lautet: „Witwe sein, heißt elend sein."

— Kein Frauenfreund. — „Die Lehrerin", sagt die Mutter vorwurfsvoll, „beklagt sich über dich; im letzten Monat hast du keine einzige Aufgabe richtig gelöst. Wie kommt das?"

„Ach", entgegnete das Söhnchen, „wenn ich keine Fehler mache, gibt sie mir immer einen Kuß."

— Erstaunlich. Herr: „Gibt es in Afrika auch Heringe?"

Afrikareisender; „Nein, dort werden Krokodile und Haifische mariniert, von denen ein einziger für ein ganzes betrunkenes Negerdorf hinreicht."

— Ein Mutiger. Sie: „Würden Sie wohl Ihr Leben für mich wagen?

Er: „Da mein Leben Ihnen gehört, so würde ich niemals riskieren, Ihr Eigentum auch nur der geringsten Gefahr auszusetzen!"

Reue.

Reue ist eine Seelenregung, eine Veranlagung des menschlichen Gemüts, der wir, einzelne Ausnahmen allenfalls abgerechnet, alle mehr oder minder unterworfen sind. Bei der Frage: „Was ist Reue?" brauchen wir uns nicht weiter aufzuhalten. Wohl aber bei den Entstehungsursachen und den Ergebnissen; denn beide können grundverschiedener Natur sein, und gerade danach richtet sich der Wert oder Unwert der Reue. Das Reuegefühl ist an sich weder gut, noch böse. Erst der Ursprung und das, was darauf folgt, bestimmen seinen sittlichen Charakter. Bekanntlich bereut man entweder, etwas getan, oder etwas unterlassen zu haben. Es ist sicher, daß es auch eine Reue zum Schlechten gibt. Beispielsweise, wenn der Einbrecher, dem ein Zeuge seiner Tat vor Gericht gegenübergestellt wird, im stillen bereut, diesen unbequemen Angeber bei dem Diebstahl geschont und nicht niedergeschlagen zu haben. Oder wenn eigennützige Menschen beim Tode eines Verwandten, den sie für arm gehalten, und dessen Wohlstand sich nachträglich herausstellt, „bereuen", den Verstorbenen bei Lebzeiten nicht rücksichtsvoller behandelt, sich nicht mehr um ihn gekümmert zu haben. Diesen und allen, die aus ähnlichen Ursachen von Reuegefühlen heimgesucht werden, geschieht es recht, daß die „Reue zu spät kommt".

Aber im allgemeinen versteht man unter Reue jene Stimmung, die einen Menschen befällt, wenn er erkennt, daß eine Gelegenheit, Gutes zu tun, jemandem zu nützen, in gleichgültiger und gedankenloser Weise versäumt wurde, oder daß er zur Einsicht kommt, wie seine Selbstsucht, seine Rücksichtslosigkeit Schaden und Unglück über andere gebracht haben. Angesichts des Unheils, das aus seinen Taten hervorgegangen ist, erscheinen ihm erst diese in ihrem wahren Licht, denn im Affekt, im zügellosen Streben konnte er die Konsequenzen nicht überschauen. „Ein anderes Antlitz, eh' sie gescheh'n, ein anderes zeigt die vollbrachte Tat —" kürzer und schlagender als Schiller es in diesem Ausspruch tut, läßt sich kaum der Seelenvorgang enthüllen, der zu der Stimmung der Reue führt.

Nun kommen zwar viele und möchten uns einreden, Reue sei auf jeden Fall etwas Ueberflüssiges, wenn nicht gar Schädliches. Das Geschehene könne nie mehr ungeschehen gemacht werden, und beständiges unnützes Grübeln über vergangene Torheiten und Fehler hindere nur am frischen Vorwärtsschreiten und untergrübe die Festigkeit des Charakters. Die Reue sei das schwächlichste und unfruchtbarste aller Gefühle.

Wohl liegt ein tiefer Sinn in den Worten, die Schiller dem König Philipp im „Don Carlos" in den Mund legt: „Wer zu bereuen nicht errötet, wird sich Reue nie ersparen". Das will nichts Anderes besagen, als daß wir jene Handlungen scheuen sollen, welche zur Reue notwendig führen müssen. Ja, aber, wo ist derjenige zu finden, welcher alles mit Ruhe, Weisheit und Güte im voraus überlegte und sich vor jeder Entgleisung in den Stürmen und Versuchungen des Lebens bewahrte?! Schließlich können es nur kurzsichtige und höchst selbstgerechte Naturen sein, die zu dem Ergebnis kommen: „Ich hab: noch nie etwas getan, was mir Reue eingetragen hätte." Wer ehrlich mit sich selbst verfährt, wird sich selbst die Wahrheit redet, wird nur zu oft zu der Ueberzeugung gelangen: „Bei dieser oder jener Gelegenheit hätte ich anders handeln können, ja anders handeln müssen." Auf diesem Gefühl des Anderskönnten und des Andersgekonnthaben beruht eben das Bewußtsein von der inneren Freiheit des Menschen.

Einleuchtend liegt in dem Ausspruch Gutzkows im „Uriel Acosta": „Der Held bereut durch eine zweite Tat". Nämlich nicht in nutzlosen Klagen von der Art: „Ach, wenn ich doch dies oder jenes nicht getan hätte; ach, wenn diese Entscheidung noch einmal vor mich hinträte, dann würde ich sicher anders handeln!" Dergleichen Lamentationen haben freilich keinen anderen Zweck, als daß sie den Seelenboden aufweichen, ihn aber keineswegs tüchtiger machen. Nicht in Worten, nein, in der Tat gibt sich die wahre Reue kund. Die „zweite Tat", die Gutzkow verlangt, kann zwar die andere nicht ungeschehen machen, aber sie bietet einigermaßen Ersatz, Entschädigung für das Unheil, das durch die „erste" Tat angerichtet wurde. Das und nichts Anderes ist auch der Sinn des bei oberflächlichen Weltkindern so sehr verpönten Begriffs der „Buße". Buße tun ist nicht Wehklagen und jammervolle Mienen aufsetzen, es ist ganz einfach: „Ersatz stellen". In dem vielgelesenen Roman „Das eiserne Jahr" von Walter Bloem zeigt der aus Nervosität beim Sturm auf die Spicherer Höhen zum Drückeberger gewordene junge Pianist seine Reue dadurch, daß er schleunigst die nächste Kampfgelegenheit ergreift, um sich vor sich selbst rein zu waschen und seinen Kameraden an Todesmut nicht nachzustehen. Das ist die zweite

Anstand in der Sprache.

Wer zu lieben Verwandten oder Freunden auf Besuch geht, zieht sein Sonntagskleid an und putzt sich heraus. Er will sich möglichst anständig zeigen und hat das Gefühl, daß es unanständig wäre, den Besuch in unsauberen Werktagskleidern zu machen. Das ist so selbstverständlich wie irgend etwas Alltägliches. Zur Erscheinung und zum Wesen eines Menschen gehört aber außer einem Kleid und seinem Körper auch seine Sprache. Gar oft vergißt man das und redet so in den Tag hinein, ohne zu denken, ohne über die Form der Sprache, die man braucht, sich im geringsten irgend welche Sorge zu machen. Wozu das nötig sein sollte? Hat man nicht die Muttersprache von Kindertagen her so gelernt, daß sie sich ohne jedes Nachdenken über ihre Form draußen läßt? Sagt nicht ein altes, gutes Sprüchlein: „Rede wie dir der Schnabel gewachsen ist!"

Das ist ja scheinbar ganz gut; aber bei einiger Ueberlegung wird man sich doch sagen müssen, daß ein Mensch, der in seinem Sprechen nachlässig ist, trotz seines schönen Sonntagsrockes und trotz seiner modernen, funkelneuen Kravatte geradezu widerlich wirken muß. Wir schließen aus der Sprache eines Menschen ohne weiteres auf seine geistige Höhe, auf seine Bildung, und dies ist der Punkt, wo mit Recht weitaus die meisten Menschen „heikel" sind. Sie wollen ja nicht als ungebildet, als roh gelten und vergessen doch, daß sie sich durch ihre Sprache oft in bedenklicher Weise bloßstellen. Wenn sich deswegen andere von ihnen zurückziehen oder ihnen gar kalt und ablehnend begegnen, so verwundern sie sich sehr und schimpfen über die Unverschämtheit eben dieser andern, ohne vielleicht nur zu ahnen, daß sie selbst der Grund zu diesem für sie keineswegs angenehmen Verhalten sind. Geraten sie aber an den Rechten, so sticht ihnen dieser rücksichtslos den Star und in vielen Fällen nützt ihnen diese Rücksichtslosigkeit für ihr Leben.

In unserer Zeit, wo man so viel von Kunst und ihrer wertvollen Wirkung auf die menschliche Bildung redet, wo man auf die künstlerische Erziehung der Jugend so großes Gewicht legt, sollte man sich doch recht eindringlich sagen, daß es auch eine Kunst der Sprache gibt, die so wenig vernachlässigt werden darf, als die Kund der Bekleidung. Und man erinnere sich auch daran, daß der sprachliche Ausdruck, wenn er auch etwas Formelles ist, doch beachtet wird und zur Beurteilung des Menschen mit ins Gewicht fällt. Das ist nun einmal Tatsache. Außer der gesprochenen Sprache spielt in unserer Zeit auch die geschriebene eine große Rolle, ich meine damit besonders den Brief, der ja für viele Menschen fast das einzige ist, was sie schreiben. Wie unangenehm berührt ein Brief, der nachlässig, gleichgültig geschrieben ist. Für junge Leute besonders bildet ein Brief, wenn es sich um Bewerbung einer Stelle handelt, oft das Kriterium ihrer Person, ihrer Tauglichkeit. Ein Brief, der gut, das heißt mit Bedacht und Sorgfalt geschrieben ist, tut wohl, wirkt angenehm, wird gerne wiederholt gelesen und gerne beantwortet.

Daß Sorgfalt in der Sprache, sei es in der mündlichen oder in der schriftlichen, einige Anstrengung erfordert, ist klar und diese ist für uns von selbsterzieherischem Wert. Das ist ein anderer Punkt in der Frage und zwar ein wichtiger. Es ist nur von Gutem, sich zusammennehmen und anstrengen zu müssen; wir gewinnen dadurch an Uebung und die Bestätigung des Wollens nach dieser Seite hin veredelt und bildet. Wenn wir uns an den herrlichen Werken unserer großen Dichter erfreuen, so müssen wir nicht vergessen, daß diese hohe Vollendung nicht etwa das Geschenk einer guten Fee ist, sondern daß sie durch eifrige, unablässige Arbeit, durch Selbsterziehung, durch Selbstkritik und Selbstzucht erlangt wurde. Nicht jeder kann ein Goethe, ein Conrad Ferdinand Meyer oder ein Gottfried Keller werden; aber er soll sich befleißigen, mit seinen Kräften gut zu haushalten und sie nach Möglichkeit auszubilden. Am meisten Gewinn hat er ja selbst davon. Beherzigt man das, so wird man sich vor Nachlässigkeit und Roheit in der Sprache hüten.

Uebertrieben.

Dame (welche von dem Dienstmädchen ihres Schwiegersohnes, den sie zum erstenmal besucht, an der Bahn abgeholt wird): „Sie scheinen mich nicht gleich erkannt zu haben. — Hat mein Schwiegersohn Ihnen nicht eine genaue Beschreibung von mir gegeben?"

Dienstmädchen (zögernd): „Das wohl . . aber ich mein', gnä' Frau, so arg ist's nit!"

— Gute Ausrede. Brautmutter: „Ich finde es sehr unrecht, daß Sie sich heimlich mit meiner Tochter verlobt haben; Sie hätten zu mir kommen und mit mir sprechen müssen."

Bewerber: „Hätte ich Sie zuerst gesehen, dann hätte ich mich so sterblich in Sie verliebt, daß ich Ihre Tochter nie beachtet hätte."

Brautmutter: „Nun gut, nehmen Sie sie hin; sie sei die Ihre!"

Unsere

Schnittmuster-Offerte

9502.

Ein einfaches Hauskleid.

Rose und weiß karierter Dimity wurden für dieses reizende Modell gewählt. Grau und weiß gestreifter Seersucker oder braun und weißer Gingham in Karos oder „Plaid"-Effekt, ebenso einfacher Gingham, Percales oder Chambreys würden sich sehr gut machen. Das Modell ohne die Taschen dürfte ein sehr hübsches Nachmittagskleid bilden. Die geräumigen Taschen sind sehr praktisch. Das Muster ist in 6 Größen geschnitten: 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zoll Brustweite. Es benötigt 4⅝ Yards 44-zölligen Stoff für die 36zöllige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

„Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Moden jetzt fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne für 10 Cents zugesandt."

PATIERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No.....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite. — 9 cts
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No..... Straße.....
..... Stadt .....

Die Abstammung des Bulgarenfürsten.

Der Professor der Czernowitzer Universität, Dr. R. O. Freiherr von Dungern, weist nach, daß in den Adern des Königs Ferdinand von Bulgarien noch Blut seiner mittelalterlichen Vorfahren auf dem bulgarischen Throne fließt. Freilich handelt es sich nur mehr um ein winziges Tröpfchen, denn die alten bulgarischen Dynastien, deren es drei gab: die Zare von Trnovo, die Sismaniden und die Aseniden, sind dem Mannesstamme nach längst ausgestorben. Die Blutsverwandtschaft gründet sich daher auf die Vererbung durch Töchter.

Die Art der Abstammung, die historisch genau nachgewiesen wird, ist leicht festgestellt. Aus der zweiten Dynastie entstammen die griechischen Adelsgeschlechter der Dukas, der Komnenos und Angeli, von letzterem war eine Tochter an den deutschen König Philipp, den Hohenstaufen, verheiratet. Von ihr stammt der Landgraf Wilhelm III. von Thüringen, dessen Nachkomme durch eine seiner Töchter Herzog Ernst I. von Gotha war. Dungern weist aber auch nach, daß Mitglieder von der Dynastie der Aseniden und der Zaren von Trnovo sich unter den Ahnen des Zaren Ferdinand befinden. Es hat wohl niemand erwartet, daß dieser deutsche Fürstensohn, der durch eigentümliche Verhältnisse an die Spitze der Bulgaren gerufen wurde, heute der einzige seines Volkes ist, in dem sich nachweisbar das Blut der ältesten Dynastien des Landes vererbt hat.

— Eine der bekanntesten Schauspielerinnen des Stadttheaters in Colmar i. Els., Winni Wolter, hat Selbstmord verübt. Die Tote sollte im Herbst d. J. ein längeres Engagement unter den günstigsten Bedingungen am Düsseldorfer Schauspielhause antreten.